

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-  
lich eine Nummer von in der Regel  
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des  
Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespalten  
Petitzeile 1 Ngr. — Abonnement neh-  
men alle Postämter, Kunst- und Buch-  
handlungen an.

Abend



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 15.

Donnerstag, am 24. April.

1851.

### Valerie.

Von Hermine Bohde.

(Fortsetzung.)

10.

Selig sah sein Auge hinüber in jene Ge-  
gend durch das Glanzgetümmel des Abend-  
roths. Frohe Gesänge zogen durch die  
Dämmerung und die Sterne schimmerten  
lieblich.

S. Paul.

Hell schimmerten am nächtlichen Himmelsdome  
Myriaden von Sternen; von dem Schein des Mon-  
des beleuchtet, gewann das reizend gelegene Dorf  
A—f. am Fuß des Hochgebirges einen imposanten  
Anblick und machte auf das für die Schönheit  
der Natur nicht unempfängliche Gemüth einen tief  
bleibenden Eindruck.

Zwei hochgewachsene Touristen, denen die Pack-  
träger in einiger Entfernung folgten, schritten an  
einem herrlichen Maiabend über die Brücke der  
Lomniß. Hier blieb der Eine stehen, wandte sich  
rückwärts zu den nachfolgenden Trägern und fragte:  
„Kann ich das Haus, wo Herr v. Wylny wohnt,  
bei der hellen Beleuchtung des Mondes, da es auf  
einer Anhöhe steht, sehen?“

„Sehen Sie das Haus dort, das auf jener  
Höhe nicht weit von dem langen Gebäude steht?“  
sagte der Gebirgsführer.

„Ja wohl, die vordere Seite ist erleuchtet.“

„Das ist es!“ war die kurze Antwort.

„Führt kein Pfad von hier dahin?“

„Ich sehe Freund, Ihr scheint den Fahrweg  
durch das Dorf einzuschlagen?“ fragte der Andere.

„Der gerade Weg ist nicht immer der beste,“  
war die trockene Antwort des Führers. „Sie wür-  
den den großen Doggen, die um die Fabrik ihren  
Unfug treiben, in den Weg kommen; da würde es  
einen Heidenlärm geben, und Ew. Gnaden wün-  
schen ja ganz unbemerkt anzukommen, weshalb Ihre  
Equipagen ja zurückbleiben mußten, und da dacht  
ich halt?“

„Schon gut mein Lieber, wir werden also durch  
das Dorf gehen. Komm lieber Reinhard, wir wol-  
len mit eilenden Schritten dem schönen Ziele uns  
nähern.“ Damit gingen sie Arm in Arm den Fahr-  
weg weiter.

Nur wenige Schritte waren sie vorwärts ge-  
gangen, als eine kleine Kirche, deren schmale Bo-  
genfenster vom Licht des Mondes beleuchtet in hel-  
lem Glanze ihnen entgegenstrahlte, die Einzäunung



derselben und die in diesem eingeschlossenen Raume aufgeworfenen kleinen schmalen Hügel, die Würfel, Steine und Monumente auf denselben ihnen sagten, daß der Friedhof des Dorfes in diesem stillen Haine den müden Erdenpilgern die ersehnte Ruhe gebe.

Tief bewegt blieb der eine Reisende stehen und sagte mit unterdrückter Stimme: „Sollte es eine böse Vorbedeutung sein, Reinhard, daß heut, wo ich die Braut meines Herzens in meine Arme schließen will, mein Fuß das ländliche Asyl betritt, das als seinen Bewohner in diesen Fluren mich aufnehmen soll, und mein Auge zuerst den Ort erblickt, der einst meine Hülle zur Verwesung empfangen wird?“

„Im Gegentheil, Lubzynska, antwortete ich: nimm es als die Verheißung an, daß Du hier, so viel es auf Erden möglich ist, die Ruhe empfangen wirst, deren Du zu Deinem Glücke bedarfst! Und auf der andern Seite, mein Freund, glaube mir, kann der kurzsichtige Sterbliche auch bei dem genau vor seinen Augen offen daliegendem Pfade nicht sagen: dieser Weg ist der meinige! Wer kann genau alle die kleinen Steine, Fäserchen und Dornen mit seinen sterblichen Augen erkennen, die da von einer höheren Allmacht bestimmt sind, unserm Pfade eine andere Richtung zu geben? Wer kann mit Gewißheit sagen, das stille Fahrwasser, was den Rachen meines Lebens bis jetzt umspült, wird mich sicher in den ersehnten Hafen geleiten? Verwandelt sich denn nicht selten der laue Westwind durch Phänome in der Natur in den brausenden, orkanartigen Nordost, der in seinem Wüthen Alles der Vernichtung zuführt?“

„Laß, mein Freund, keine düstere Ahnung Dein Herz beschleichen; nimm in demselben den Glauben auf: daß es kein Ohngefähr gibt! daß eine höhere allmächtige Hand segnend die beschützt, die in dem Kampfe mit dem Leben den Glauben an ihn und an sich selbst nicht verloren haben.“

Schnell eilten sie mit leichtem Fuß durch das freundliche Dorf. Ihre Blicke weilten wohl oft mit Heiterkeit auf manchem häuslichen Bild, das ungesucht ihrem Auge sich zeigte. Und obwohl der Doktor das Bild der lieblichen ElfiEDE tief in seinem Inneren wahrte, so weilte sein Auge doch gern auf dem Antlitz eines hübschen jungen Mädchens, das er erblickte; aber die liebende Ungeduld des Herrn v. Lubzynska ließ ihm nicht Zeit, die reizenden Kin-

der des Hochgebirges anders als wie im Fluge bei der hellen Beleuchtung des Mondes zu erkennen. Denn schon naheten sie der anmuthig gelegenen Villa des Herrn v. Wylny. Lubzynska, als er den Mauern nahe war, die seine liebliche Ludmilla umschlossen, konnte einer hohen Bewegung nicht widerstehen, die den sonst so starken Mann erfaßte. Er reichte dem Doktor die Hand, und ein Druck der Seinigen sagte dem Freunde, welche Empfindungen seine Brust bestürmten. Als er die mäßige Anhöhe zu ersteigen im Begriff war, entnahm er rasch von dem Packträger ein Futteral, aus diesem eine kostbar ausgelegte Flöte und entlockte ihr, während er sacht von einem kleinen lebendigen Zaun beschützt hinaufflog, leise hinschmelzende Töne eines Adagios.

Der Doktor, der die reizend gelegene Villa nicht aus den Augen ließ, sah, daß unter der Säulenhalle desselben Herr v. Wylny und Ludmilla dem Flötenspieler des unbekanntenen Flötisten lauschten. Ein leises Wort gab Lubzynska davon Kunde; und von inneren Gefühlen geleitet blieb derselbe stehen und seine Flöte hauchte nach einem kleinen Vorspiel die Klagelaute: „Der letzte Bier des polnischen Regiments!“ Als diese Laute, die Erinnerung an ihr Motiv, die Sehnsucht nach dem ewig theuren Vaterlande zu und in dem Herzen der verbannten Polen sprach, bedeckte Herr von Wylny, mächtig von diesen Lauten ergriffen, mit seiner Hand sich seine Augen. Ludmilla aber rief mit dem Laut der höchsten Begeisterung Lubzynska und stürzte schnell wie der Bliß die wenigen Stufen des Portals herab dem sie umfangenden Freunde in die Arme.

Als die so innig Vereinten die Welt um sich und Alles vergaßen, und nur bloß in der Secunde ihres Wiedersehens die Seligkeit in sich aufnahmen, daß von nun an keine irdische Trennung mehr zwischen ihre Herzen treten würde; schritt mit unhörbaren Schritten der Doktor um sie herum, eilte den Perron herauf und schloß seine Arme um dem alten Herrn, als wollte er ihm sagen, ich theile Deinen Schmerz, denn:

„So leer kann ja kein Herze schlagen,  
Das nimmer sollt entzückt sich sagen:  
Das ist mein theures Vaterland!“

Noch hatte am andern Morgen die Sonne mit ihren goldenen Strahlen die fernen Höhen von dem Kamm des Gebirges nicht geröthet, dunkel er-



schienen die Föhren und Fichten der Berge dem aufmerksamen Beobachter, und nur muthige Touristen schritten, von Gebirgsführern begleitet, dem Dorfe entlang zu dem Bauerngute, von wo der Weg auf die reizend gelegene Annakapelle führte. Die Seligkeit, die in der Brust des Herrn v. Lubzynska eingezogen war, ließ ihn nicht schlafen, er stand rasch auf, trat an das Fenster und sah von diesem auf die vor seinem Auge sich darbietende reizende Landschaft.

Sein scharfes Auge sah in weiter Ferne, von Bergen eingeschlossen, das romantisch gelegene Städtchen Schmiedeberg, wo sie gestern Abend eine kleine Collation eingenommen. Etwas mehr im Vordergrunde sah der Ameisenberg zu ihm herüber, als wollte er ihm zurufen: „gieb Dir die Mühe, mich zu ersteigen, und Du wirst voll Bewunderung ausrufen: welch' herrliches Panorama!“ In diesem Augenblick wich der Nebel, der bis dahin auf den Fluren lag, und, von dem Purpurroth der Sonne bekränzt, zeigt sich dem Naturfreunde nun ein lebendes Gemälde.

In der Mitte desselben lag das anmuthig gelegene Buchwald, dessen kleine Gewässer, von Baumpartien eingeschlossen, einen imposanten Anblick gewährte. Links das Gebäude der Seehandlung in dem Gebiete seiner Sr. Majestät des Königs, und in nicht zu weiter Ferne das königliche Schloß in Erdmannsdorf. Rechts das Hochgebirge. Trunken vor Wonne sandte Lubzynska sein Auge zu der Spitze der Schneekoppe, und in dieser Minute schwand der Höherauch von ihr, und klar erkennbar lag die Kapelle vor seinen Blicken.

„Reinhard! so wach doch auf und verschlaf nicht diesen herrlichen Morgen!“ mit diesen Worten trat er an das Lager des Schlafenden.

„Bist Du schon auf?“ fragte dieser sich aufrichtend: „bei Gott Du bist wohl mit den Vögeln aufgewacht?“

„Nun, wenn auch das nicht, aber unmöglich konnte ich auf meinem Lager bleiben, da ich aus demselben das Erwachen der Natur wahrnahm. Ist es Dir recht, Reinhard, so unternehmen wir einen kleinen Morgenausflug, kehren wir zurück, so hat wohl meine geliebte Elfriede einen freundlichen Gruß für mich.“

Als ob Du denselben nicht schon jetzt von mir erhalten könntest?“ sagte mit innigem Tone das bräutliche Mädchen, die diese Worte in dem kleinen

Gärtchen vernommen, das dicht unter ihren Fenstern war. Wie electricirt zog es mit magischen Banden Herrn v. Lubzynska an das Fenster, und da stand in dem kleinen Garten, blühend wie die Göttin der Freude, die anmuthige Ludmilla, und war mit Hilfe eines Mädchens beschäftigt, in einer Laube von Zelängerjelierer, den Kaffeetisch zu ordnen. „Nun Langschläfer, kommst Du nicht?“ fragte scherzend Ludmilla: „bist Du nicht bald da, so erhältst Du ein Schnippchen.“ Kaum waren diese Worte verhallt, so umfingen sie zwei Arme, und ein heißer Kuß des Freundes sagte ihr, daß er kein Schnippchen wolle. In dem Gefose der Liebe übersahen sie den Eintritt des alten Herrn im Geleite des Doktors, als auch, daß das Mädchen bereits die dampfende Kaffeemaschine auf den Tisch nebst dem Weißbrod gesetzt hatte.

„Kinder, erinnert Euch, daß in Eurer Nähe Personen vorhanden sind, die an der Ambrosia, die Euch begeistert, keinen Antheil haben, die daher die irdische Speise der himmlischen vorziehen. Kommt aus Eurem Himmel auf die Erde zurück, und laßt uns in heiterer Weise das Frühstück genießen.“

Ludmilla trat mit den Blicken der innigsten Liebe zu dem alten Herrn, während eine hohe Röthe die sammtne Wange überhauchte, und sagte bittend: „Gönne mir, mein theurer Vater, diese seligen Stunden.“

„Von Herzen gern, mein Töchterchen, wenn Du mir dabei nicht vergessen willst, daß der Doktor und ich Anspruch auf das Talent Deiner Rechte als Hauswirthin haben!“ antwortete lachend Herr v. Wplny.

Mit der unnachahmlichsten Anmuth servierte Ludmilla das Frühstück, und als Lubzynska im höchsten Wonnegefühl der nahenden Zukunft ihre Hand ergriff, die ihm eben eine Scheibe des Weißbrotes, mit der herrlichen Gebirgsbutter belegt, zum Genuß hinlegte, und die zärtlichsten Küsse darauf drückte, sah der Doktor starr zu ihnen hinüber. Es schien aber diese ihnen zugewandte Aufmerksamkeit nicht von dem Impuls einer freudigen Erregung in seinem Inneren hervorgerufen zu sein, denn wie in eine Agonie versunken, starrte er sie leblos an, und sein Geist schien in dieser Minute seine Hülle verlassen zu haben.

„Reinhard, weißt Dein Geist mit solch einer Extase bei Deiner lieblichen Elfriede, daß Du wie



ein Geisterbeschwörer starr vor Dich hinsiehst, als wollest Du durch Deine Drakelsprüche ihre Gestalt in Deine liebende Nähe rufen?" fragte lachend Herr v. Lubzynska.

"Nie war ich weniger im Geist bei meiner holden Elfriede, als in diesem Augenblick," antwortete ernst der Doctor, während sein Auge den gewöhnlichen Glanz gewann.

"Das werde ich Elfriede" berichten, Herr Doctor, daß es einen Augenblick giebt, wo Sie Ihrer nicht gedenken;" sagte lächelnd ihm mit dem Finger drohend Ludmilla.

"Und welches Objectiv hat das Andenken an sie in Ihrer Brust verdrängt, mein junger Freund?" fragte theilnehmend ihm die Hand reichend Herr v. Wylny: „ein ernstes Motiv war es, das vor Ihrem Geist schwebte, das sah ich und erkannte es an dem düsteren Blick Ihres Auges; war meine Vermuthung recht?"

"Sie haben Sich, Herr v. Wylny, in ihrer Ahnung nicht geirrt. Ich dachte in dem Augenblick, als du lieber Lubzynska mit dem Gefühl der hingebendsten Liebe die Hand Deiner Verlobten ergriffest, an ein Mädchen, dessen Schönheit und Liebenswürdigkeit den Hausaltar und das Leben eines Freundes von mir bestimmt war zu verschönern, das aber nun, von den Worten einer eiteln, thörichten Mutter verleitet, der trügerischen Stimme in ihrer Brust Gehör gab, und einen Pfad erwählte, der nimmer ihr die Palme des Friedens reichen kann." Hier schwieg der Doctor in ernstester Stimmung. „Ach! Sie meinen Valerie Lübeck?" fragte Herr v. Wylny.

"Die Rose von Schlesien," so nannte sie der Rittmeister Leiner in Kissingen und hat ihr dazumal ein Pronosticum gestellt, was, ich hoffte es, von ihrem Geist nie in Erfüllung gehen würde. Aber Täuschung ist das Loos der Sterblichen, und so wehe es mir auch thut, so zwingt mich doch meine Wahrheitsliebe zu bekennen, daß Valerie dem lockenden äußeren Glanz erlegen ist."

"Wie das?" fragte rasch der alte Herr und setzte hinzu: „theilen Sie mir das Nähere hierüber mit. Valerie war eine solch interessante Erscheinung in Kissingen, ihre Schönheit und Anmuth erwarb ihr dort die Herzen aller Anwesenden, daß ich gespannt bin etwas von dem ferneren Gang

ihres Lebens zu vernehmen. Mein Aufenthalt in Breslau war kurz, und in dieser Zeit war ich so sehr von den Forderungen der Gegenwart an mich in Anspruch genommen, daß die Außenwelt mir kein Interesse bot. Wenn aber des Abends die Stürme des Winters dieses Asyl meiner liebgewonnenen Heimath umtobten, wenn das hell lodernde Feuer in dem Ofen eine erquickende Wärme, die brennende Alabasterlampe in Ludmilla und mir ein heimliches Gefühl erweckte, dann weilte wohl unser Geist oft in der nächsten Vergangenheit und so gedachten wir auch in freundlicher Erinnerung: „der schönen Rose von Schlesien."

"Theile Du, lieber Reinhard, dem theuren Vater den erwählten Pfad von Valerie mit. Ich werde indeß mit meiner holden Ludmilla eine kleine Promenade machen."

Ludmilla holte sich Hut und Handschuh und am Arm ihres Verlobten stieg sie den Berg hinan, der nach der Annakapelle führte.

Als sie den Blicken der Nachsehenden entschwunden waren, zündeten die beiden Herren sich die Cigarren an und der Doctor begann: „Lassen Sie mich, mein geehrter Freund, die Worte des Rittmeisters Lumar vor Ihnen wiederholen, sie bilden zugleich den Eingang zu der Ihnen beabsichtigten Mittheilung. Mein Freund Lubzynska und ich, wir hatten an einem schönen Morgen den Altenberg, der, wie Sie wissen, nicht weit von Kissingen sich erhebt, besucht und sprachen da, auf einer Ruhebänk Platz genommen, über Valerie unsere gegenseitige Ansicht aus, daß Sie als eine Verlobte ihrem Herzen noch die Neigung barg, durch ihre leider nur zu bekannte Schönheit Huldigung von unserem Geschlecht darin aufzunehmen.

Der Rittmeister Leiner, der aus Zufall dieselbe Grotte zu dem Ziel seiner Morgenpromenade bestimmt hatte, nahm bei uns Platz. Bei seinem Nahen hatte er die von uns laut gepflogene Unterhaltung vernommen, darauf eingehend äußerte er sich dahin, daß das endlich erreichte Ziel einer gefeierten Schönheit selten den Erwartungen entspreche, die ein solches Mädchen als ihre Angehörigen von ihrer Zukunft mit Gewißheit erwartete.

Er stellte die beiden Wege auf: entweder sie gehe unter vor äußerem Glanz, mit der trügerischen Stimme des Herzens auf falschem Wege geführt,



oder sie lebe als eine vegetirende Pflanze an der Hand eines ungeliebten Mannes.

Ich ahnte dazumal freilich nicht, daß der Rittmeister als echter Menschenkenner die scharfen Grenzen von dem Herzen einer Frau in der Analogie verfolgt habe. Die Folge gab mir die Gewißheit, daß der Rittmeister in seiner Combinationsgabe recht geurtheilt habe." Hier hielt der Doctor inne.

„Ich entsinne mich nun,“ nahm Herr von Wylny das Wort, „von dem Hofrath Leiner gehört zu haben, daß die Verlobung Valeriens mit dem Assessor aufgehoben wurde. Und, irre ich mich nicht, so gab man die Schuld davon einer Neigung des Mädchens zu einem hochgestellten Herrn.“

Leider ist es so. Doch kann ich, der ich Valerie und die Güte und Seelengröße ihres Herzens seit ihrer Jugend kenne, weiß, daß trotz ihrer Eitelkeit dennoch ein festes System der Ehre in ihrem Herzen wohnt, nicht begreifen, wie sie einen Pfad einschlagen konnte, der sie in den Augen der Welt als einen gefallenen Stern darstellen muß.“

„Sie wäre?“ fragte gespannt Herr v. Wylny.

„Die bereits erkannte Freundin des Erbprinzen Adomar v. L.“

„Aber mein Gott, wie kam denn dies so schnell?“ erwiderte fragend der Hausherr.

Widerwillen konnte der Doctor sich eines Lächelns ob dieser Frage nicht erwehren und antwortete: „schnell nennen Sie, mein theurer Freund, einen Zeitraum von acht Monden? Ich habe sie für einen sehr langen erkannt! zumal wenn die Bewerber um die Liebe eines Mädchens den höchsten Ständen angehören, da rollten die Schicksalskugeln gewöhnlich schnell. Valerie hob das Verhältniß mit meinem Freunde auf, weil in ihrem Herzen bereits das Bild des Erbprinzen v. L. lebte.“

„Und der hohe Herr, liebt er das Mädchen?“ fragte Herr v. Wylny schnell.

„Diese Frage Ihnen in genauer Analyse zu beantworten, möchte mir unmöglich sein. Mit einem Wort, der seltene Liebreiz von Valerie fesselte den gnädigsten Herrn mit magischen Banden an sie. Ihr Zauber hielt ihn in Breslau fest. In seiner Seele, seinem Herzen, das der Stimme der Ehre nie verschlossen ist, reifte der Entschluß, sie zu seiner

Gemahlin auf morgantische Weise zu erheben, da er zu edel war, sie auf andere Weise gewinnen zu wollen.“ Hier hielt der Doctor inne, um seinen Mund ward ein ironischer Zug sichtbar.

„Nun, und wie weiter?“

„Der Erbprinz eröffnete diese seine Absicht dem Vater Valeriens. Dieser, in der Standeserhöhung seiner Tochter kein Glück erkennend, vielleicht auch von einem irrigen Wahn geleitet, versagte seine Einwilligung zu diesem kirchlichen Act. Doch kann er es nicht hindern, daß der Erbprinz, im Augenblick des Scheidens von seinem heißen Gefühl gedrängt, Valerien das Wort einer ewigen Treue abnimmt, das dem Herzen des liebenden Mädchens nur zu gern entströmt. Se. Hoheit der regierende Herzog mochten von dem Verhältniß des Erbprinzen wohl eine Kunde erhalten haben, denn ein Befehl rief ihn in Eile in die hohe Nähe des durchlauchtigsten Herrn. Ohne ein Wort des Abschiedes wollte der hohe Herr nicht abreisen und die Landrätin Droske, eine Schwester ihrer Mutter, war so freundlich, dem Wunsch des Erbprinzen zu genügen und ein Rendezvous bei ihr zu gewähren. Lassen Sie mich schnell enden mein Freund, denn die Erinnerung trübt meinen Geist; ich weiß nicht durch welchen Zufall die Fama von Breslau davon Kenntniß gewonnen hat; aber so viel steht fest: daß auf Kosten der Ehre von Valerie die abgeschmacktesten Fabeln in der Gesellschaft circulirten, obwohl ich annehmen kann und will, daß Valeriens Schutzgeist die Fackel nicht senken durfte.“

„Aber dem ohngeachtet ist ihre bürgerliche Ehre auf immer vernichtet! Wir sind im neunzehnten Jahrhundert in der Aufklärung der Sitten, des Geistes, an dem Zeitpunkt angelangt: daß Wir alles für schwarz erkennen, wenn es nicht blendend weiß uns entgegen strahlt! Niemand wird an die Reinheit von Valeriens Charakter glauben, denn sie liebt einen hochgestellten Mann, sie wird wieder geliebt! was ist da natürlicher, als daß die Welt ein innigeres Verhältniß voraus setzt, was bis an diesem Augenblick nicht bestanden hatte.“

„Sie haben also den durchlauchtigsten Herrn nicht auf seiner Reise als sein Leibarzt begleitet?“

„Auf den Wunsch des Hofrath Leiner und meiner theuren Etsiede bat ich um meine Dimis-



sion, um in Breslau als practicirender Arzt mich nieder zu lassen."

„Der Erbprinz reiste ab. Kaum war er an den fürstlichen Hof seines durchlauchtigsten Vaters —"

„Lieber Doctor, ich komme in die Nähe meines geliebten Vaters" sagte mit Anmuth Ludmilla, die von ihnen unbemerkt an dem Arm ihres Verlobten in den Garten getreten war: „und bitte schön, lassen Sie uns der armen verirrtten Valerie unsere Theilnahme nicht versagen. Ich kann sie von Herzen nur bedauern. Denn ehe Frieden und Ruhe bei derselben einkehren wird, werden sie die Stürme und Kämpfe, die sie erwarten, ermattet haben."

Der Doctor küßte hierauf die Hand und gelobte ihr, Valerien seine Theilnahme zu erhalten.

Den zweiten Tag nach Herrn v. Lubzynska's Ankunft stand die bräutliche Ludmilla an der Hand des seligen Verlobten vor ihrem tiefbewegtem Vater und bat um seinen Segen.

„Gehet mit des Höchsten Segen in das Haus des Herrn und laßt in der Vereinigung Eurer Herzen, in dem Band der Ehe ein Glück Euch finden, das mein Herz Euch wünscht."

Einfach, wie Ludmilla's Wünsche, war das Gewand, welches sie an dem Fest ihrer Verbindung trug. Doch weiß wie frisch gefallener Schnee und ätherisch umgab das feine Gewebe von Null ihre Gestalt. Die angehauchte Blässe ihrer Wangen, der heitere Glanz ihrer schwarzen Augen gaben dem lieblichen Antlitz einen eigenthümlichen Reiz, und der blühende Myrthenkranz in dem braunen Haar vollendete ihre freundliche Erscheinung als eine glückliche Braut.

(Schluß folgt.)

### Der ruhelose Fischer.

Sage aus der sächsisch-böhmischen Schweiz.

Wohl viele Jahrhunderte waren in dunkler Traumnacht vergangen; das Menschengeschlecht wanderte auf der Erde, aber es gehörte noch der Kindheit an, war noch nicht erstarkt in Kampf und Waf-

fenschlachten, noch nicht ergraut in Ruhm und Goldbegierde.

Ein riesiger See deckte damals das jetzige Gebirgsland der Sachsen und Böhmen; auf der Fläche eines sonderbaren Felsens, der aus diesem Gewässer empor starrte, stand eine einfache Hütte; sie war von rohen Steinen zusammengesügt, ohne Mörtel und Bindekraft, mehr der Behausung eines Thieres als der eines Menschen ähnlich; doch war sie stark und fest, denn der Sturm hauchte oft großend über die Fläche des Wassers hin und peitschte die schäumenden Wogen gegen die starrenden Klippen, die aus der Tiefe des Sees dräuend hervorschauten; dann war der Felsenbewohner oft Tage, Wochen lang von allen Menschen und jedem geselligen Verkehr abgeschnitten, dann mußte er zehren von dem, was er für die rauhen Tage aufbewahrt hatte, mußte darben, Mangel leiden, hungern, dursten, und dulden, daß der tosende Wind sein Feuer erlöschte, dulden, daß die mächtigen Spritzwogen seinen Körper kälteten, und daß das Unwetter drohte, seine Hütte von dem Steingestade in die nasse Tiefe zu schleudern. Aber der Bewohner empfand wenig diese Fährnisse, er war noch ein Jüngling, noch in den Jahren des Muthes und der Kraft. Der Kampf mit dem feindlichen Elemente that ihm oft wohler, als die tiefe Ruhe; denn, sobald der Geist des Sturmes davon gezogen war, fuhr er auf seinem Kahn auf dem See umher und lockte die silberschillernden Fische aus der Tiefe hervor, oder er ruderte auch weiter hinaus zu der Blumeninsel, die jetzt festes Land geworden und die man jetzt den großen Winterberg nennt, um von dort für den heiligen Hain Blüthen und duftende Kräuter einzuladen; denn die Götter waren noch mild und gut, wie das kindliche Geschlecht, von dem sie verehrt wurden; die Opfer, welche man ihnen brachte, waren nur bunte Kränze, nicht blutige Menschenherzen; nur Weihrauch duftete ihnen, nicht der Dunst des Blutes, nicht der der Verwesung.

Die Jungfrau, welche auf der Insel die Knospen und Blüthen pflegte, war hold und schön wie diese, und liebte den trohigen Buben, den wilden, verwegenen Kahnführer innig und von ganzem Herzen. Wenn die Zeit heran kam, wo sie ihn erwarten durfte, stand sie lange, lange vorher auf der Anhöhe, von der sie weit heraus über die Waf-



ferfläche schauen konnte, und wenn sie das Boot hinan schwimmen sah, eilte sie in liebender Hast hinab und war noch immer früher am Ufer, eh der Fischer landete. Und wenn es um sie stürmte, die dunkeln Wogen empor schwellen und in ihr buntes Gartenfeld hinein schlugen und die freundliche Blüthenwelt vernichteten, verließ sie ängstlich ihre Hütte und eilte ebenfalls auf die Anhöhe, und wußte es nicht, wie der kalte Sturm ihre Rosenvange bleichte, ihr Haar löste, und der Regen auf sie niederstürzte; sie starrte nur in den wilden Graus des Meeres, empfand keine Furcht für sich, sondern nur für den Geliebten; denn sie kannte seine wilde Leidenschaft auf schwankem Rahne mit dem Sturm zu kämpfen, und wenn dann die fallenden Blitze ihr nichts als eine empörte Wassermasse und über dieser nur graue Sturmwolken zeigten, fürchtete sie, er sei schon untergegangen, schon niedergezogen von den falschen Seebewohnern, und hoffte doch zugleich, daß er, ihrer Bitten eingedenk, auf seinem sichern Felsenhorst weilen würde. Dieser Zweifel, dieses Bangen verließ sie nicht eher, als bis der See sich wieder ebnete und die Schöpfung um sie her wieder sanft und milde war; dann begrüßte sie den wiederkehrenden Geliebten mit Freudenthränen, küßte seine wilden Augen, in denen ein sonderbares Feuer glühte, umband ihn mit Blumenketten, und wenn er dann endlich wieder von dannen schied, weinte und lächelte sie ihm lange nach, bis er ihren Blicken, nicht ihrem Herzen entschwunden war. Jama glaubte sich von dem Jüngling Urshuk eben so heiß, eben so wahr geliebt; die Arme täuschte sich — wilder als um ihn, stürmte es in seiner Brust; an seinem Herzen nagte ein finstres räthselhaftes Sehnen, das jenes einfache Kind nicht stillen konnte. Die Einsamkeit auf seinem Felsen, der lange Kerkerbann, mit dem ihn der Sturm oft viele Tage fesselte, verfinsterte die Bilder seiner Einbildungskraft, und so war seine Gegenwart dunkel wie die Tage seiner Vergangenheit. Kein Väterauge hatte seine Kindheit beachtet, keine Mutterliebe ihn gewartet, an jenem Felsen, auf dem er noch hauste, hatten den ausgefakten Knaben die Hainpriester gefunden; so wuchs er, nur von dem kargen Mitleid gepflegt, emper. Niemand bekümmerte sich um seine Freuden, Niemand um seinen Schmerz; allen Menschen entfremdet, war es nur

Jama's Herz, das sich zu ihm neigte; aber dieses Herz, so mild, so gut, konnte doch des Jünglings wilden Sinn nicht befriedigen. Oft, wenn seine wachen Träume um ihn dunkelten, war es ihm, als sei er nicht von Menschen gezeugt und geboren, sondern einem andern Geschlechte entsprossen, und nur auf die Erde, die ihm nichts gab, und der er nichts war, lieblos hinausgestoßen. Darum schreckte ihn das drohende Unwetter nicht, darum fürchtete er nicht den Tod im Wellengrabe, sondern suchte in den Schauern der Schöpfung die Lösung seines Räthselseins zu erringen, zu erirogen.

In einer stillen Mondnacht war er wieder auf dem Wasser; der See war jetzt spiegelglatt und von keiner Welle bewegt. Als er an seinem Felsen landete, war es ihm, als sei das Wasser mehr als gewöhnlich gesunken, denn der Felsen, auf dem er hauste, zeigte unten eine Wölbung, als sei dies Gestein nur ein mächtiges Thor im Meere. Fast konnte er in dieses Gewölbe, von dessen Decke überall spizige Felszacken ihm entgegen stachelten, mit seinem Boote eindringen; aber dies genügte ihm nicht, es war ihm, als sei hier die lang verschlossene Pforte des Unterreiches ihm aufgethan; es drängte ihn hinab zu steigen in die dunkle Tiefe. Für den muthigen Taucher war die Gefahr bei dem ruhigen See, in der stillen, lauen Mitternacht, nicht groß. Schnell hatte er den Kahn befestigt, schnell sein Gewand abgeworfen und stürzte so in die Tiefe. Da faßte ihn der Boden, von dem jetzt der Wanderer zu dem Wunderbau, zu dem Presbischthor hinaufblickt. Da unten war es so schaurig öde und doch so wunderbar belebt; es war, als ob die nasse Fluth, welche ihn umkühlte, ihn zugleich mit festen Banden umschloße, und als ob leise Stimmen ihm zuriefen, nicht wieder auf die Erdoberfläche empor zu steigen, sondern immerdar unten zu weilen; je länger er den Unsichtbaren lauschte, desto wirrer wurde es seinem Geiste; schon fühlte er seine Brust schmerzlich beengt von dem zurückgehaltenen Athem; aber er wollte nicht weichen ohne ein Erinnerungszeichen aus der Tiefe; er haschte nach einem Kiese, nach einer Muschel — da war es, als ob um seinen Finger sich ein kleines Kettlein schlinge, in diesem Augenblicke schoß er wieder zur Höhe empor. Auf seinem Felsen angelangt, gewahrte er, daß seinen Zeigefinger wirklich ein



Kettchen von unbekanntem Erze, überaus fein gegliedert, umschloß. Der Kettenring war nur leicht und drückte den Finger nicht, aber eine furchtbare Kälte drang von ihm durch Urschufs Glieder und erstarrte das Blut an seinem Herzen. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich des Fundes zu entledigen, er verwahrte denselben in seiner Truhe. Er entdeckte der Geliebten nichts von dem sonderbaren Ereigniß, nichts von dem Pfande, das er in dem Grunde des Sees erworben, er wußte ja, welche Furcht Jama vor den tückischen Bewohnern der Fluthen hatte. Wie sie selbst, kannte er ja die Sage der Väter und Urväter, welche behauptete, daß tief im See Wesen lebten, die dem Menschengeschlecht feindlich grollten, immerdar ihm zu schaden strebten, weil sie einst die Besitzer der grünen Ufer gewesen, auf denen nun die Kinder Adams einherwandeln; mit ewig regem Hasse strebten sie daher ihr Eigenthum wieder zu erringen.

Das Wasser schwoll und sank; oft war die sonderbare Felsenwölbung ganz verschwunden, dann stieg das Gestein wieder höher aus den Wellen hervor, und der Fischer konnte gemächlich in die Oeffnung einfahren, und ruhte dort, wenn die Sonne den kahlen Fels sengte, oft stundenlang unter der riesigen Steindecke; aber ein grauenhaftes Mißbehagen hielt ihn ab wieder in die Tiefe zu sinken.

Es war am Abend des Frühlingsfestes; gar wunderschöne Blumen brachte er von der Geliebten heim. Er wollte mit den Pfändern der treuen Zuneigung sein Gemach zieren und holte deshalb aus der Truhe die Muscheln hervor, in denen er die Blüten aufzubewahren pflegte. Da fiel ihm der Kettenring ins Auge; wieder steckte er ihn an den Finger, und wieder fühlte er die kalten Schauer zu seinem Herzen dringen und das Mark seiner Gebeine lähmen. Aber er schämte sich dieser kränklichen Empfindung, er wollte Herr seines Körpers und seines Willens sein und beschloß aus Trotz das Ringlein nicht abzuthun; doch um den nagenden Frost los zu werden, beeilte er sich, sein Werk zu enden; aber sonderbar! so wie er mit der Hand, an welcher der Ring glänzte, die duftenden Blüten berührte, waren diese plötzlich alle verwelkt und erblichen, als hätte ein Gifthauch sie vernichtet. Da warf er die Gaben der Liebe zornig von sich und bestieg sein Boot. Wie er das Ruder, um sich zu

erwärmen, hob und senkte, berührte von ungefähr die Hand mit dem Kettlein das Wasser; so wie der Ring von der Fluth umneht wurde, erglänzte jede Welle im hellen Lichtschein und der See ward ein blinkender Krystall, durch welchen Urschuf klar und deutlich das Getreibe der Unterwelt erschauen konnte. Da zeigte sich dem staunenden Auge ein sonderbares Regen, er sah dort unten Wesen, die manchmal fast den menschlichen Gestalten glichen, dann wieder ihm als starrende Felsen erschienen. Bald war es ihm, als ob ein langer Zug wie zu einer Opferstätte dahin wandle, dann war es wieder als ob die Felsen dort unten ihre Grundfesten verließen und, den Belebten gleich, langsam vorwärts schritten. Endlich sah er diese Erscheinung in einem Thalkessel weilen, in welchem zackige Baumstämme sich empor hoben; aber ihre Zweige waren nicht grün umlaubt, wie auf der Erde die Buchen und Eichen der geweihten Götterwälder, sondern einige waren tief geröthet, als flösse Blut in ihrem Innern; andere glichen dagegen gebleichten Menschengebeinen; alle starrten aber ohne Blätter Schmuck, als hätte ein harter Winter sie beraubt. Die Fluthenbewohner reiheten sich hier um ein Steinbild, fast einer hauptlosen Jungfrau im langen, wallenden Gewande ähnlich; aus dem Boden tauchte eine Mißgestalt hervor und schien sich der steinernen Jungfrau nahen zu wollen; aber alsogleich rauschten die Wellen hoch auf und schlugen grollend gegen einander, und der schäumende Gischt trieb Urschuf von dannen, daß er die Seebewohner und ihr räthselhaftes Treiben aus den Augen verlor. Der Kahn schaukelte weiter und weiter, und kam endlich an eine Stelle, wo ein Fels sich mit dem Spiegel des Sees ebnete, ohne aus demselben hervorzutreten. Dieser Ort wurde von Jedermann gemieden; denn es ging die Sage, daß in ihm die Seele einer schweren Sünderin gebannt sei. Auch hier übte der Kettenring seine zauberhafte Eigenschaft, und wie Urschuf die Hand mit demselben ins Wasser tauchte, leuchtete der See auch hier in hellen Lichtsternen auf, und es war dem Auge des Fischers vergönnt, auch hier in die Tiefe schauen zu können. Aber anders, als die wahngläubige Menge fabelte, fand er diese Stätte; statt Graus und Ungethüm sah er hier in einer Felsgrotte ein Weib von wunderbarer Schönheit sitzen; sie strich sich eben das lange Haar,



das von den Schläfen bis zu den Fersen niederwallte, von der marmorweisen Stirne zurück und langte nach einem goldenen Becher, in welchem der Trank, tief geröthet, wie das Blut der Traube, blinkte, und wie sie getrunken, ward sie noch schöner und jugendlicher als zuvor; nur da sie ihr Auge zu der Höhe empor schlug, gleichsam als könne sie dort oben den lauschenden Jüngling gewahren, leuchtete es in ihren Blicken unstät und voller Hohn. Ueber den Reiz des Weibes vergaß sich der Fischer so sehr, daß er sich weit aus dem Bote nieder neigte, bereit in jedem Augenblick sich in die Tiefe zu stürzen. In diesem wahnsinnigen Beginnen entfiel dem Bethörten eine blaue, schlichte Blume, — jenes Blümlein, das wir noch jetzt der liebenden Erinnerung weihen — welche ihm die treue Jama an die Brust gesteckt hatte, und wie diese das Wasser berührte, entschwand plötzlich das Zauberbild und ein heftiger Windstoß trieb ihn von dannen.

Auf seinem Felsen wieder angelangt, fühlte Urschuk den lähmenden Frost des Fingerreifes mit verdoppeltem Schmerz in seinem Körper; er wollte den Ring von sich streifen, aber es war nun nicht mehr möglich; derselbe hatte sich fest, als wäre er mit seinem Körper ein Wesen, dem Finger angeschlossen und war von ihm nicht mehr zu trennen. Da warf sich Urschuk auf sein Lager und während die vernichtende Zauberkräfte sein Gebein quälte, glühte es heiß in seinem Herzen und trotz des Körpers Schmerz gedachte er nur des schönen Frauenbildes, welches er in der Felsgrotte erschaut hatte.

Seit dieser Zeit landete sein Kahn nicht mehr an der Blumeninsel; wie die arme Jama sich auch sehnte, wie sie auch harrte und weinte, der Treulose erschien nicht. Am Tage lag er müßig in der Sonne, um die kalten Fieberschauer zu verscheuchen und seine erstarrten Glieder zu erwärmen, und allnächtlich ruderte er zu dem Fels des Fluches. Doch der Mond war niedergesunken, nur in seinen Strahlen waren die Seebewohner sichtbar; so war sein Mühen vergeblich etwas zu erschauen, und ob er auch gleich den Zauberreif in das Wasser tauchte, er sah nichts als den bleichen aufspritzenden Schaum der Wellen, hörte nichts als den Wogendrang, der sich an dem unheimlichen Felsen brach und kehrte muthlos mit immer gesteigertem Körperschmerz, mit immer erhöhter Seelenqual heim.

Da goldete wieder der Mond und erleuchtete die stille Nacht; Urschuk, jetzt nicht mehr kraftvoll und schön, sondern erbleicht und geschwächt von den ewigen Fieberschauern, verließ zähneklappernd sein Lager und bestieg wieder den Kahn, um zu dem Fels seiner Sehnsucht hinzurudern; und als er demselben nahte, schien es ihm, als schimmere auf dem Gestein eine weiße Gestalt. Unter Furcht und Grauen schlug er dennoch rascher die Ruder und sieh! er gewahrte auf der Fläche des Felsens jene Schöne, die er einst auf dem Grunde des Sees in der Grotte erblickt und deren Bild er seitdem in seinem Herzen trug, einem Leichnam gleich, liegen. Die Wellen schlugen zu der Schönen empor, die nur mit einem weißen Gewande, einem Sterbekleide ähnlich umhüllt war; das lange aufgelöste Haar hing tief in das Wasser hinein; die Wange war bleich, die Lippe ohne Lebensröthe, das Auge geschlossen und der Brust entschwebte kein Odem. War es wirklich ein Spukbild finsterner Gewalten, oder war sie todt, oder lag nur der Schlummer fest und bleiern auf diesem blaffen Antlitz? Urschuk stand vor dem Bilde seiner Sehnsucht und dennoch graute ihm; war es eine Erdgeborene, wie war sie auf diesen Fels gekommen, über den die Sturmfluth so oft hinrollte und wo jeder nahende Augenblick ihr Leben bedrohte; rings umher war kein Kahn zu erblicken, auch wußte der Fischer wohl, daß die Uferbewohner um keine Schätze es wagen würden, nächtlich den See zu durchschiffen und sich dem gefürchteten Felsen zu nahen. Dennoch, trotz dieser Räthsel, erfaßte ihn ein inniges Mitleid zu der Unglücklichen, die hier hilflos auf dem gemiedenen Steine lag. Wie sie hier von Menschen und Geschick verstoßen, so war auch er es einst bei seiner Geburt; wie sie hier auf ödem Fels ruhte, hatte auch er einst als Kind auf gleichem Gestein gelegen, und so beugte er sich über sie und suchte sie in's Leben zurück zu rufen. Aber sie war kalt, entsetzlich kalt, kälter als sein eigener fieberschauernder Körper, und umsonst blieben alle Versuche sie in's Leben zurück zu rufen. Er hatte sie bloß aufgefunden, um sie wieder zu verlieren; er errang die Ueberzeugung ihres Daseins erst dann, als sie schon dem Tode verfallen war. Da berührte von ungefähr sein Fingerreif die leichenhafte Geliebte, und alsogleich bebte in dem Kör-



per das wiederkehrende, Leben und das Auge öffnete sich. Noch wie im Traume befangen, stierte sie lange den Retter an und flüsterte dann: „Du bleibst so lange! ich wartete dein schon seit der Zeit, wo der Mond aufging;“ und sie schmiegte sich wie eine Schwester, wie eine vertraute Freundin an ihn, um die erstarrten kalten Glieder in seinen kalten Armen zu erwärmen. Urschuk sprach nicht, denn ihm war, als ob hier ein einzelnes Wort ein furchtbares Grauen herbei rufen könne. Eifriger rollte das Blut in seinen Adern, seitdem er die Ersehnte in seinen Armen hielt, und dennoch that ihm ihre Nähe wohl; aber als die Râthselhafte nun das Haupt an seinen Busen niedersenkte und ihre kalte Lippe die Stelle berührte, wo es noch allein in ihm glühte und loderte, zuckte ein jäher Schmerz in seiner Brust auf, daß er bebend zusammensuhr. Doch die Geliebte, an seinem Herzen erwärmt, strahlte jetzt in erneuter Schönheit und lächelte ihm dankbar entgegen. „Wie gelangtest du,“ wagte er jetzt die Frage, „auf diese öde Klippe, über welche die Wogen allnächtlich dahin rauschen und Jeden in die Tiefe ziehen, der auf derselben zu fußen wagt; von wannen trieb dich das Geschick hierher?“ — Ohne die, ihn umschlingenden Arme zu heben, senkte sie den Blick in die Tiefe und murmelte: „Von dorthier.“ Urschuk mißverstand ihre Weisung; er währte, sie deute auf das jenseitige Ufer; dort war der heilige Hain der Götter, dort hausten nur die ergreiften Priester, nicht Weiber. Dennoch glaubte er ihr und sprach: „Der Mond wird bald sinken und die Nacht dunkeln, drum eile fort von hier, wo dich der Tod bedroht, steig in meinen Kahn und gebiete, wohin ich dich führen soll?“ Bei dieser Rede ließ sie den Retter aus ihren Armen, umschlang den Felsen, als wär' er ein theures Kleinod und stöhnte in dumpfen Tönen: „Ich darf den Felsen nicht verlassen; mein Dasein, meine Seele ist an ihn gebannt! so du aber wieder kehren willst, werd' ich dich in kommender Nacht hier erwarten, wenn der Mond am Himmel leuchtet.“ — Da erinnerte sich der Fischer bei diesen Râthselworten der Sage, wie der Felsen verflucht und in ihn ein böser Geist gebannt sei. Mit Haß und Grausen stürzte er in seinen Kahn und eilte von dannen. Als er noch einmal die Blicke zurückwarf, stand die Râthselhafte

hoch aufgerichtet auf dem Felsen und starrte dem Fliehenden nach. Das dunkle schwarze Haar hing in nassen Flechten an ihrem Sterbegewand nieder, und wie der kalte Wind der Mitternacht ihr Antlitz aschgrau schattete und sie da stand ohne Bewegung, ohne eine Regung, schien sie im bleichen Mondenlicht nur ein Steingebild, nur ein Theil des Felsens selbst zu sein.

Erst mit dem völligen Entschwinden der Nacht erreichte der Fischer seine Wohnung wieder; die Brust, an der das Weib einen Augenblick gelegen, schmerzte ihn noch immer; ein böses Kriechthier mußte ihn wohl dort verwundet haben, denn er fand an seinem Herzen ein kleines Blutmal, wie der Biß eines Zahnes. Wenig achtete er diese kleine Wunde; er warf sich dort nieder, wo der Sonne Strahlen am heißesten sengten, um sich zu erwärmen; ihre Gluthen erkräftigten ihn und gaben ihm seinen ganzen störrischen Muth wieder. Er lachte seiner furchtsamen Schwäche und sehnte sich nach dem Abend, um die Geliebte wieder zu sehen. — Noch eh' es völlig dunkelte, schaukelte den Ruhelosen sein Kahn wieder, und wie des Mondes Sichel leuchtete, nahte er sich dem Fels des Fluches. Da lag die Ersehnte wirklich wieder auf der Klippe, in dem schaurigen Bogendrange; ihr Auge war jetzt nicht geschlossen, kein Schlaf, dem Tode gleich, lastete auf ihr; ein andres Grauen hatte sie ergriffen, sie rang wie in tiefen Schmerzen, das Auge war lichtlos und tief in seiner Höhle zurückgebrängt, die Wange erdfahl, die Lippe blutleer und gesengt vom heißen Fieberathem. Wie sie den Nahenden erblickte, hob sie mühsam die Arme gegen ihn empor und stammelte mit Wehlauten: „Erbarme dich! erbarme dich! gib mir Genesung!“ Dieser Anblick, dieser Wehlaut erschütterte des Jünglings innigstes Gefühl; jeden Rückgedanken um sich vergessend stürzte er zu der Leidenden nieder und rief: „Was soll ich thun? willst du mein Blut, ich will es dir geben!“ — „Dein Blut,“ wiederholte die Schwererkrankte langsam, „dein Blut kann mir nicht helfen; aber ein anderes Blut kann mich retten und mir Genesung geben,“ und sie umschlang Urschuk wieder mit ihren kalten Armen und flehte: „Gieb mir das Blut der Jungfrau auf der Blumeninsel, und Lebensgluth und Jugendreiz wird mir wiederkehren.“



Mit namenlosem Grauen riß sich der Jüngling aus den Armen der Versucherin; das heilige menschliche Gefühl, die fromme Zuneigung, welche er einst für Jama empfunden, behauptete einige Augenblicke ihre Rechte. „Entsetzlich!“ rief er, „was forderst du? ich soll die Schuldlose, die Reine tödten?“ — „Sie wird nicht sterben,“ stöhnte die Fremde, „nur ihre Wange wird bleichen und ihr Auge erlöschen wie das meinige, während ich wieder geneset. Du mußt mir ihr Blut geben,“ rang es dringender aus ihrer Brust hervor, „wenn ich nicht einer Qual, tausendfach härter als der Tod, erliegen soll.“ „Nimmermehr!“ wiederholte der Fischer. Seine Blicke noch einmal auf sie senkend, gewahrte er, wie sich die Versucherin mit jedem Augenblick mehr veränderte und sichtlich alterte; es kam die Ahnung der Wahrheit über ihn und er rief: „Du bist kein sterbliches Wesen, nicht vom Weibe geboren! ich sage mich los von dir und deinem Wirken.“ Da leuchtete kalter Hohn wieder in ihren erloschenen Augen und mit erneuter Lebenskraft murmelte sie: „Erdenwurm, du kannst mir nicht mehr entsagen; mein bist du durch die verborgene Sünde deines Herzens, mein durch deinen Stolz und deine Eigensucht; drum bleib mir

verknechtet und ich will dir lohnen mit heißer Liebe und dich überladen mit Gold, Glanz und Ansehn.“ Die Furchtbare hatte seine Knie mit ihren Armen umklammert und stöhnte immerfort: „Gieb mir ihr Blut!“ Das Gräßliche dieser Forderung gab dem Fischer Kraft, er riß sich los, stürzte sich in den Kahn, und schnell trug ihn dieser in den See hinein; aber durch das Dröhnen der Wellen, welche an jenem Unheilstein zerschellten, kreischte die Kranke hinter ihm: Gieb mir ihr Blut, ihr Blut! und so tönte es fort; die Luft, die aufschwellenden Wogen hatten Sprache bekommen und riefen ihm zu: gieb ihr Blut, ihr Blut! Und wie er heim kam und allein zwischen seinen öden Steinwänden saß, wiederhallten auch diese: gieb ihr Blut, ihr Blut! Von Stunde zu Stunde schien ihm dieser Zuruf minder schrecklich; andere Bilder erstanden in seiner Seele, andere Stimmen flüsterten zu ihm; er sah sich auf glänzenden Thronen, an der Seite des schönen Weibes, Herr jedes Lebensgenusses. Wer nur einmal des Versuchers Stimme gelauscht, ist verloren; gegen das Böse gilt bei des Menschen Schwäche kein Kampf, nur die Flucht ist hier Sieg.

(Fortsetzung folgt.)

## Johann Georg Müller

ein Dichter- und Künstlerleben

von

Ernst Förster.

(St. Gallen. Scheitlin und Bolligoser 1851.)

Es ist das Denkmal eines zu früh Dahingegangenen, welches vor uns liegt. Mit einsichtsvoller Verständigkeit hat E. Förster das Leben seines jungen Freundes, eines Talentes, dessen erste Thaten im Gebiete der Kunst schon Siege genannt werden müssen, uns dargelegt, mit allen seinen Entwicklungen, Bestrebungen und Resultaten, und dieses Leben, so kurz es gewesen, hat deren aufzuweisen, welche sowohl vor dem Menschen Müller uns die höchste Achtung abzwängen, als, für seinen künstlerischen Beruf an sich schon bedeutend, noch Bedeutenderes hätten erwarten lassen. Und insofern

ist diese Schrift E. Förster geradezu zum Verdienst anzurechnen, als er uns ein Gesamtbild des Jünglings, das denselben in allen seinen Seiten möglichst vollständig unsrem Auge vorführt, entworfen hat, und uns einen genialen, wahrhaft großen Menschen kennen lehrt, dessen Geschichte, in vieler Beziehung lehrreich, uns zu manchen theils schmerzlichen, theils erhebenden Betrachtungen Anlaß giebt.

Müller war Architekt und Dichter, Beides mit entschiedenem Berufe, das Erstere mit der Meisterschaft der tiefsinnigen Genialität, welche sich auch in seinen Gedichten ausspricht. Geboren im Pfarrdorf Mosnang (Canton St. Gallen in der Schweiz) am 15. Sept. 1822, wurde er durch ein frommes strenges Familienleben frühzeitig zur ernstlichen Betrachtung hingeführt, und die Anschauung einer großartigen Natur mag in der sinnigen Kindesseele diese Neigung groß genährt haben. „Arbeit für Lustbarkeit nehmend“ (wie F. sich ausdrückt) ent-



wickelte er gleichzeitig den Trieb zum Schaffen und Bauen, worin vielleicht die Bauten, welche sein Vater unternahm, ihn noch zu bestärken dienten. Noch schlummerte dieses Bewußtsein in ihm selbst, als im 11. Jahre sein Vater ihn zum Färber bestimmen wollte; er antwortete: „ich will ein Dichter werden.“ In Folge dessen brachte sein Vater ihn in die Cantonschule zu St. Gallen, wo er bis zum Jahre 1837 verblieb. Die Worte seines ihn entlassenden Lehrers Federer: „Die Wege des Lebens führen aufwärts für den Weisen“ scheinen eine jener unwillkürlichen Weissagungen gewesen sein, wie sie, oft von uns selbst nur halb verstanden, aus unsrer Seele kommen; ihr Wiederhall tritt uns aus dem ganzen Lebenslaufe des Künstlers entgegen.

Bis daher hatte der höhere Drang in der Brust des Jünglings keinen andern Ausdruck gefunden, als das Wort, das Gedicht. Als er daher von seinem Vater erfuhr, er sei zum Architekten und zum Eintritt in die Bauschule Kubli's in St. Gallen bestimmt, antwortete er: „das ist ja auch Dichtkunst.“ Es war eben so sehr das plötzliche Ausfluchten des Gedankens, nun seine rechte Lebensrichtung gefunden zu haben, als seine eigenste, von ihm stets als lebendiges Princip festgehaltene Anschauung von dieser Kunst, welches ihn zu diesem jubelnden Ausruf begeisterte. Mit Eifer und Energie ging er nun an sein Studium. Das Bedürfniß gewaltsamer Schmerzüberwältigung, als 1838 seine Mutter gestorben war, trieb ihn tiefer in das Theoretische der Wissenschaft. Während dieser Lehrzeit und noch nach seinem Abgang nach München 1839, wo er in Zieblands Schule getreten war, griff er mit unbestimmter Neigung und fast gleichem Verlangen nach den verschiedenen Mustern der Baukunst. Aber doch regte sich schon zuweilen die Vorliebe für das gothisch-germanische Element: und die Florentiner Schule erschien ihm als in ihrer Art ebenso groß und vollendet, als die Alt-Römische oder Griechische. Es war das erste Bewußtwerden seiner Eigenthümlichkeit.

In München wirkten indessen bald die Eindrücke, welche die dortigen zahlreichen Kunstbauten auf ihn machten, läuternd und bildend für seinen Genius, sein Geschmaç ward gereinigt, seine Anschauungskraft erhöht; aber Eines wurde ihm zu-

gleich klar: das Anlehnen an fremde Muster, die Kopirsucht und der gänzliche Mangel eines eigenen Styles wies darauf hin, daß es hier an zeugungsfähiger Originalität fehle, und daß die Herrschaft von Kunsttheorien der praktischen und den Lebensverhältnissen angemessene Anwendung der Kunst im Wege stehe. Eine Reise nach Augsburg, Nürnberg und Ulm, zu den Schätzen altdeutscher Baukunst, brachte ihn in bestimmter Klärung dieser Idee noch weiter. Er lernte den Zusammenhang jener Monumente mit dem Geiste des deutschen Mittelalters begreifen, und erkannte dabei die „deutsche Natur und romantische Richtung“ seiner Seele.

Sein Verhältniß zu Ziebland löste sich im Sommer 1840; Müller betrat den Weg eigener, freier Fortbildung. Mancherlei architektonische Entwürfe beschäftigten ihn während des folgenden Jahres, das er noch in M. zubrachte. Und in dieser Zeit widerfuhr ihm die erste auszeichnende Anerkennung. Anfang 1841 betheiligte er sich an der Konkurrenz, welche von Elsäßisch-Mühlhausen aus für den Bau einer protestantischen Kirche ausgeschrieben war; sein Entwurf war einer von den wenigen, welche dem Ministerium nach Paris eingesandt wurden, und wurde ihm in Kopie mit 300 Fres. abgekauft. Bald darauf ging er nach Basel (Nov. 1841) wo er bei dem Architekten Dswald eine angemessene Beschäftigung fand, aber nur, um schon nach Jahresfrist wieder zu scheiden, und ein Künstlerideal zu verwirklichen, welches er schon lange im Herzen getragen.

Es war eine Reise nach Italien. Der frühere Versuch, von Friedrich Wilhelm IV. eine Reisestipendium auszuwirken, war fehlgeschlagen: ein junger Patrizier aus Basel suchte jetzt einen Gesellschafter zur Reise nach dem Süden; M. ward ihm empfohlen und angenommen.

Schon am 2. Oktober 1842 wurde die Reise angetreten. Die Eindrücke, welche Naturreiz und Meisterwerke der Kunst in ihm während derselben und des italienischen Aufenthaltes hervorriefen, dienten eben so sehr sein dichterisches Gemüth als seinen Kunstsin zu erstärken. Zum ersten Male trat ihm bei seiner Durchreise durch Florenz — ein für seine spätere Kunstthätigkeit wichtiger Moment — die Idee einer nothwendigen Restauration der durch späteres Puschwerk verunstalteten Façade des Florentiner Domes,



durch welche das ganze großartig gedachte Bauwerk geschändet werde, vor die Seele: eine Idee, welche ihn nie mehr verließ, und auf lange zu großen, unermüdlischen, aber auch, wenigstens geistig, erfolgreichen Studien veranlaßte. In Rom konnten die Reste der antiken Baukunst ihn nicht so mächtig erfassen. Er erkannte ihre Schönheit, aber auch hier leuchtete ihm wieder ein, daß die Bedeutung der alten Kunst eben so sehr auf dieser Schönheit, als nicht minder auf ihrem Nutzen und ihrer Angemessenheit beruhe. Er benutzte sie also, die ausgezeichnete Technik kennen zu lernen, ihre Absicht zu ergründen, keinesweges aber um sie zu seinem Kunstideal zu erheben, welches als ein ächt deutsches, den modernen Anforderungen entsprechendes vor seiner Seele schon längst klar da stand, und nur erfaßt werden mußte. Sein Aufenthalt in Italien aber ist eben darum so wichtig, weil er ihm Gelegenheit gab, für jenes Ideal einen Ausdruck zu finden, und ein Werk wenigstens im Geiste zu entwerfen, welches als der Ziel- und Mittelpunkt von Müllers ganzem Leben erscheint. Das Nähere folgt sogleich.

Ein Ausflug nach Florenz, von Rom aus unternommen, veranlaßt durch die Sehnsucht, zu welcher der erste Eindruck des Domes Maria della Fiore die Keime in ihn gelegt, indem derselbe ihn zu schöpferischem Nachdenken herausforderte, gab einem großen Gedanken das Leben. Die Nothwendigkeit einer Restauration der entstellten Domfacade war ihm im ersten Momente klar geworden. Jetzt bemühte er sich, in den Geist des Schöpfers jenes Domes einzudringen, und bald hatte er darüber volle Klarheit erlangt. Im Juni 1843 zog er mit Merian nach Albano (in der Nähe von Florenz) und hing nun der Ausführung seiner Ideen und Entwürfe nach. Bald lag eine Zeichnung fertig vor ihm: aber durch sie nicht befriedigt, schritt er zu einer zweiten Bearbeitung, reicher, kühner und schöner angelegt, und von der er später sagen durfte, daß er dabei beruhigt stehen bleibe, da weder er noch ein Anderer darüber hinauskönne. Die Schwierigkeiten und Wehen, welche sich indessen den vorbereitenden, zu dieser Arbeit nothwendigen Operationen entgegenstellten, (z. B. die gleichgiltige Abweisung von Seiten der Regierung von Toskana, deren Erlaubniß und Unterstützung er für die genaue Prü-

fung und Messung des Domes nachgesucht hatte) und schon damals manchen Schmerzensruf seiner Mühe erpreßten, sollten später noch schmerzlicher bei diesem und manchem anderen Projekte ihm nahe treten.

Der Ausruf eines Schweizers (J. M. Ziegler zum Palmengarten in Winterthur) an Schweizer Architekten, Pläne zu einem Nationaldenkmal einzureichen, regte seinen Patriotismus lebhaft an. Ein origineller aber dem erlassenen Programme nicht entsprechender Entwurf stand in kurzer Zeit vor seiner Seele. Mitte 1844 verließ er Florenz und Italien, wo seine Hoffnungen keine Reife finden wollten, und ging nach Winterthur, wo er seine halbfertigen Pläne einreichte. Zur Ausführung kamen dieselben trotz aller Anerkennung nicht. Indessen fand er in Winterthur wenigstens Unterhalt und Arbeit. Ein Gutachten und Restaurationsplan der St. Laurenzenkirche zu St. Gallen und andere Arbeiten nahmen ihn, neben seiner Anstellung bei dem Bau der Bodensee-Eisenbahn, in Anspruch und brachten ihm wenigstens zum Theil augenblicklich ehrende Anerkennung und einigen Gewinn. Gleichwohl ging er 1847 nach Wien, um sich hier eine Existenz zu gründen. Die Aufnahme, die er hier fand, war die freundlichste, und endlich war er an einem sichereren Punkte seines Lebens angekommen. Zwar haben die Arbeiten, welche er im Interesse seines Florentiner Projektes machte, keinen Erfolg gehabt, zwar brachte ihm seine Theilnahme an der Konkurrenz, welche von Brüssel aus für die Errichtung eines bedeckten Marktes ausgeschrieben war, ihm fast nur Verdruß und Mühsal; allein manches Erfreuliche ward ihm fortan doch zu Theil. Die kaiserliche Akademie nahm ihn mit Ausdrücken der wärmsten Hochachtung unter die Zahl ihrer Mitglieder auf, und erbat sich seine Betheiligung an ihren Berathungen; seine Vorschläge für die Herstellung der Laurenzenkirche in Winterthur waren gleichzeitig angenommen und zur Ausführung bestimmt worden; und der Bau einer neuen Kirche für die Altlerchenfelder Gemeinde in Wien wurde ihm, wenn auch nach schweren Kämpfen, schließlich übertragen.

So war M. auf einem Höhepunkte angelangt, der als erste Stufe in der Lebensleiter des 27jährigen Mannes herrliche Resultate versprach. Das Glück des schaffenden Talentes war ihm zu



Theil geworden: er sah, was er nur gedacht, in Stein belebt aus der Erde emporsteigen. Aber nur im Geiste, so war es vom Schicksal bestimmt; nur den Anfang sollte er noch erblicken, und lange vor ihrer Vollendung raffte ihn der Tod dahin, dessen Keime als eine schleichende Brustschwindsucht schon seit längerer Zeit sich in ihm entwickelt hatten. Am 4. Mai 1850 Abends gehörte er nicht mehr zu den Lebenden.

Wir haben in dieser Lebensskizze eines Hochbegabten nur eine Seite seines Wirkens hervorgehoben, seine Künstlerthätigkeit, und hätten dabei noch eine andre ins Auge zu fassen gehabt, seine Leistungen als Lyriker. Seine tiefe Natur, die Aeußeres und Inneres, Leibliches und Geistiges, Nützlichendes und Schönes gleichmäßig verfaßt und Beides in enge Beziehungen zu einander bringt, und sich in seinen architektonischen Entwürfen deutlich genug ausdrückt, brauchte auch den Ausdruck des Wortes, um sich Luft zu machen. Leiden und Freuden seines Künstlerthumes sprechen sich in seinen Gedichten aus, und so geben diese einen höchst anziehenden Kommentar dessen, was er bei seinen plastischen Schöpfungen empfand und in denselben nicht offenbaren konnte. Und da sie zugleich ein Spiegel der mannichfachen, eben so tiefschmerzlichen, als bacchantisch-seligen Regungen und Situationen sind, in welchen jeder hervorragend hohe Geist in Kleinlichen Zeiten, unter Kleinlichen Menschen und Verhältnissen umhergeworfen wird, so gewinnen sie ein doppeltes Interesse. Zugleich aber geben sie auch Belege für die Charaktergröße und allseitige

Einsicht in Welt- und gegenwärtige Zeitverhältnisse, und ergänzen auch von dieser Seite das edle Bild des verstorbenen Müller.

Dieses Gesamtbild stellt sich durch die Förstersche Schrift vortrefflich heraus. Wirft er auch nur kurze Lichter auf die einzelnen Partien desselben, so sind diese doch so scharf und klar, daß sie ihren Zweck vollkommen erreichen, und einen desto wohlthätigeren, weil bestimmten, Eindruck machen. Wir heben diesen Umstand hervor, um zu bemerken, daß die obige Schrift nicht bloß den Architekten von Fach nützlich sein wird, obschon er vorzugsweise kräftige und neue Ideen für seine Kunst daraus wird entnehmen können (die verschiedenen Schriften Müllers bezüglich auf die Baukunst sind darin aufgenommen, besonders die äußerst interessante über die Restauration des Florenzer Domes). Auch dem Laien, und ihm ganz besonders verdient sie empfohlen zu werden, einmal, weil überhaupt die Bekanntschaft mit einer bedeutenden Persönlichkeit bildend und erhebend auf uns selbst wirkt; besonders aber, weil die leichtfaßliche Darstellung dem Laien in der Baukunst einen bedeutenden Aufschluß und getreue Anleitung zum tieferen Verständniß der Werke der Baukunst geben kann. Aus diesem Grunde wünschen wir dem Buche eine möglichst weite Verbreitung, damit es seinen wahren Zweck erreiche, den Sinn für die Künste und deren Inhalt, besonders aber jenes Verständniß des Kunstwerkes, dessen Mangel in unserer Zeit nur zu fühlbar ist, zu heben und zu berichtigen.

S. S.

### Gesammelte Erzählungen von W. D. v. Horn.

(Frankfurt a. M. Sauerländer.)

Der pseudonyme W. D. v. Horn gehört zu den gemüthlichen Erzählungsschriftstellern der Gegenwart, und hat in gewissen Gegenden durch seine „Spinnstube“ große Popularität gewonnen. Schon darum also ist wohl die Sammlung seiner Arbeiten einer aufmerksamen Betrachtung werth.

Horns schriftstellerische Thätigkeit schlägt zum Theil in einer volksthümlichen Neigung ihre Wurzeln, noch mehr aber in den Anregungen, welche die umgebende Natur auf ein poetisches Tempera-

ment macht. Er schließt sie selbst in einen engbegrenzten Horizont ein, in die Landschaft, in welcher er selber lebt und webt und sich wohl befindet. Aus diesem kleinen Bereiche holt sich seine Phantasie die Materialien, mit denen sie, sich behagend und vergnügend, zu schaffen macht. Er ist Provinzial-Novellist, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen und damit verstehen dürfen, was wir soeben bezeichneten. Was seine Muse, das empfängliche Gemüth, ihm eingibt, das bringt er so anspruchlos als ungeschmückt uns dar, weder Bewunderung noch einen anderen Grad des Beifalls fordernd, als ihn der wohlwollend gesprächige Alte von einer erzählungslustigen



Jugend erwarten mag. Dieß Gemüth saugt in heiteren Erholungsstunden belebende Nahrung aus der Natur, und gesättigt von diesen Eindrücken fühlt es den Drang, die Natur in entsprechender Weise mit menschlichen Wesen zu bevölkern. Es zeichnet dann die Landschaften in den Farben, worin sie ihm erschienen sind, und jene Menschen hinein, wobei es sich an geschichtliche Erinnerungen lehnt, und Züge einwebt, welche an das Gedächtniß des Volkes selbst appelliren, und indem es sich dabei weder nach großen Begebenheiten noch nach bedeutenden Ideen umsieht, fördert es uns zwar keine Goldbarren der Poesie, aber eine niedliche, glitzernde Scheidemünze zu Tage, welche leicht und beweglich von Hand zu Hand läuft und sich eben so gerne ausgibt als einnimmt. Harmlose Einfalt der Anschauung und Einfachheit in Behandlung und Erfindung des Stoffes sind die Grundcharakter, welche Horns Erzählungen als allerliebste Idyllenversuche erscheinen lassen. Auf diesem Felde heimisch, läßt er uns selbst alsbald darin behaglich werden, und stimmt uns, seinen vertraulichen Plaudereien gerne zuzuhören.

Weniger gelingt ihm dies in weitgreifenderen Arbeiten, den Versuchen in der größern historischen Novelle. In Folge der Leichtfertigkeit, mit welcher viele der modernen Schriftsteller dieselbe behandeln, ist dieses Genre leider, aber mit Unrecht, in einen großen Mißkredit gekommen. Man hat alles Gewicht auf das Wort Novelle gelegt, und dabei sich so verstoßen über den Zusatz historisch hinweggeschlichen, daß man mit jener Bezeichnung jede aphoristisch dargestellte, und nur leichtfertig aufgestützte geschichtliche Anekdote belegte, und zufrieden war, wenn nur einige Namen aus dem benutzten Geschichtsbuche in die neue Gestaltung übergingen. Um Gestalten, Intriguen und Verwickelungen war man dabei wenig verlegen, weil man sich wenig bekümmerte, ob dieselben mit dem Geiste der vorliegenden Periode im Einklang ständen oder nicht, und verfuhr mit einer Willkür, welcher es gleichgültig ist, ob, und vielleicht sogar unbekannt, daß die historische Novelle, wie jede historische Dichtung, die Pflicht hat, dasjenige, was der Historiker nur in Form der beschreibenden Schilderung geben kann, als Leben und Bewegung darzustellen, nämlich die Ideenwelt, Sitten und Charakter einer Zeit. Auch Horn scheitert, sobald er die Hand an ein solches Unternehmen legt, an der Nothwendigkeit, ein Ganzes zu konstruiren und ein Ereigniß in seinem Zusammenhang klar zu machen, durch den Mangel an großer, poetischer Auffassung und durch die Herrschaft des Gemüthes, welche sich auch hier bei jeder Gelegenheit geltend macht. Wir wollen damit nicht sagen, daß nicht eben in dieser letzteren Eigenthümlichkeit ein versöhnendes Motiv läge, welches den Leser doch aus seinen Mitteln anzuziehen und zu

fesseln vermöchte. Wir wollen auch die Liebenswürdigkeit derselben keineswegs anfechten; wir fanden aber nöthig, die schwache Seite von Horns Erzählungstalent zu bezeichnen, um dieselbe um so rascher vorbeigehen und seinem eigentlichen Elemente auf einige Augenblicke unsre Aufmerksamkeit zuwenden zu können. Dieses ist das Idyll, oder um den Modeausdruck zu gebrauchen, die Dorfgeschichte.

Wir erklärten vorhin die Kompositionsweise Horns, welche derselbe mit dem poetischen Naturell von überwiegendem Gefühle und geringerer Beweglichkeit des Verstandes und der Reflexion gemein hat. Von der Natur angeregt, sagten wir, bevölkere er dieselbe mit Wesen, welche den empfangenen Eindrücken verwandt wären. Gehen wir dieser Bemerkung noch einige Schritte weiter nach. Die Natur des empfindsamen Gemüthes ist es, daß es unwillkürlich entscheidende Eindrücke annimmt, welche ihm anstatt des Urtheils dienen. Es hat nur die Wahl zwischen Freude und Schmerz, Grausen und Wohlbehagen, Bewunderung und Abscheu. Es fragt nicht nach den Zwecken; es zergliedert sich nicht den Zusammenhang der Dinge; es prüft nicht die Richtigkeit, noch die Gründe seiner Erregungen; es folgt nur der lautwerdenden Stimme unmittelbar und ohne Weiteres. So auch Horn. Er stellt sich in eine Landschaft und überblickt sie von seinem Standpunkt aus; wie sie zu ihm spricht, so tönt es in ihm wieder und aus ihm heraus, zu Freude oder Schmerz und gestaltet sich zu Aeußerungen einer idealen Sentimentalität.

Genau diesen Charakter tragen auch die Hauptfiguren seiner Erzählungen. Rührende Bilder der reinsten, zartesten Tugend, durchsichtig-überirdische Gestalten voll rührender Liebe und Treue, eine Schöpfung von idealen Menschen zu zeichnen, ist seine vorzügliche Neigung und seine Vollkommenheit. Er führt uns Dorfmadchen und liebliche Kinder des Gebirges vor, wie sie nur die Phantasie eines Romantikers erfinden, und die besangene Schwärmerei eines Großstädtlers für möglich halten kann; Wesen, welche uns bezaubern und nach Leib und Seele als aus dem Himmel kommend erscheinen müssen, und statt deren, wenn wir sie in der Natur aufsuchen, uns Enttäuschungen entgegentreten, wie die der beiden Wanderer in den „Fliegenden Blättern,“ als sie zur berühmten Sennerliesi gestiegen sind. Wir vermiffen in diesen Gemälden Naturwahrheit und Wirklichkeit eben so sehr, als in seinen Bösewichten, und können darin nur Traumbilder erkennen, in denen sich die Liebe und der Haß des Träumenden verkörpert. Horn steht demnach, trotzdem er von der Unmittelbarkeit der Natur selbst auszugehen schien, auf einem Boden, welcher dem auf das Reale gerichteten Streben der Gegenwart ganz und gar fremd ist. Er täuscht sich und uns mit diesen feenhaften



Gebilden, während er auf ein ganzes, weites Gebiet der Dichtung, auf die eigentliche Poesie, welche in Schilderung der Menschennatur und ihren äußeren Verknüpfungen und Zusammenhängen beruht, verzichtet. Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß diese Täuschung für denjenigen, welchem sein Wesen verstattet, sich derselben auf Augenblicke hinzugeben, einen schönen und wohlthuenden Eindruck macht. Die Quelle davon aber ist die Eigenthümlichkeit des Dichters, welche sich in diesen Gebilden widerspiegelt, und ihnen eine Art Leben mittheilt.

Es ist seine schöne Subjektivität, die kindlich-fromme Empfindungsweise, ein biederer Charakter, welcher sich selbst in all den unmöglichen Erscheinungen ausspricht und, uns anzieht. Wir lesen das Gedicht, und dürfen daraus wohl Zweifel an Horns wahrem Beruf zum Romanschriftsteller schöpfen, aber wir dürfen den Dichter nicht tadeln, ohne den Menschen, der hinter ihm steht, lieb zu gewinnen. Und auch eine „schöne Natur“ ist in unseren Tagen der Beachtung werth.

L. N.

## F e n i l l e t o n .

**John Kemble und Claremont.** John Kemble konnte bisweilen scherzen, und Claremont rühmte sich gewöhnlich der Triumphe, welcher er in den Provinzialstädten errungen haben wollte. Einst erzählte er von einem Anfälle, der ihm begegnet sei, als er in Rochester Richard zum zweiten Male gespielt habe. „Wie?“ fiel ihm Kemble sogleich in die Rede, „die Leute ließen Sie den Richard in einer Rede zweimal spielen?“

**Entstehung des Geraniums.** Der Prophet Mahomed hing eines Tages sein Hemd, das er gewaschen hatte, zum Trocknen auf eine Malve und, als er es weggenommen hatte, sah man, daß die Malve durch die Berührung mit einem so heiligen Gegenstande in ein prächtiges Geranium verwandelt worden war, eine Pflanze, welche vorher nicht existirt hatte.

**Napoleon über den Selbstmord.** „Man

tödtet sich,“ sagte einmal Napoleon, „wegen unglücklicher Liebe, das ist Dummheit; man tödtet sich wegen Verlust seines Vermögens, das ist Feigheit; man tödtet sich wegen verloren geglaubter Ehre, das ist Schwäche; aber den Verlust eines Reiches zu überleben und die Schmähungen seiner Zeitgenossen zu ertragen, zeugt von wahrhaftem Muth.“

**Sehr gut!** Als in einer Gesellschaft an einen Engländer die Frage erging, wie es doch komme, daß sich in unsern Tagen die Lust zum Heirathen so sehr verminderte, erwiderte der Gefragte: „Nichts ist leichter zu erklären, wenn wir nur unsere jungen Frauenzimmer näher betrachten: sie sind jetzt wie die Lilien auf dem Felde: sie nähren nicht, sie spinnen nicht, sie arbeiten nicht und sind doch herrlicher gekleidet, als Salomo in aller seiner Pracht.“

## A n z e i g e n .

**Allen Damen von Bildung und Geschmack können nachstehende, wahrhaft feine Toiletten-Gegenstände auf's Angelegentlichste empfohlen werden:**

**Dr. Edw. Johnson's aromatische Mund-Essenz,** von höchst angenehm erfrischendem, ganz reinem Geschmack — unerkanntes Mittel wider unangenehmen Geruch aus dem Munde; auch sehr empfehlenswerth bei eingesezten Zähnen. — Das Fläschen mit Gebrauchsanweisung kostet 20 Sgr. Preuß. Cour. franco.

**Orientalische Schönheits-Pastillen,** nach einem persischen Recept vom Bergrath Dr. Hoffmann bereitet, sind unbezweifelt das vorzüglichste Mittel zur Erlangung oder Beförderung eines tadellosen

Teints, welcher dadurch ganz zuverlässig erzielt wird, ohne der Haut im Geringsten zu schaden. — Die Schachtel nebst Gebrauchsanweisung kostet 1 Thlr. Preuß. franco.

**India-Extract** gegen Sommerprossen. Dies untrügliche Mittel vertilgt sicher diese häßlichen Flecken, von welchen in der Regel gerade diejenigen Damen verunziert werden, die den feinsten Teint haben; es ist durchaus unschädlich und seit einer langen Reihe von Jahren bewährt. — Das Fläschen kostet mit Gebrauchsanweisung 2 Thlr. Preuß. Cour. franco.

Darüber, daß alle diese Mittel keine schädlichen Bestandtheile enthalten, sind Zeugnisse des berühmten Chemikers, Professor Dr. Artus in Jena, beigegeben. — Diese Mittel sind einzig und allein zu beziehen von Dr. Ferd. Jansen in Weimar.

Unter Verantwortlichkeit: Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Robert Frieße's Separat-Conto in Leipzig.